

Sprechen ohne Begehren – Sprache ohne Subjekt Das Unbehagen mit der Künstlichen Intelligenz (Fassung vom 23.2.2026)

Als im November 2022 ChatGPT, der Chatbot des US amerikanischen Unternehmens OpenAI, vorgestellt wurde und man per Texteingabe mit einer Maschine kommunizieren konnte, war mir zunächst nicht klar, weshalb ausgerechnet diese Form des Austauschs die nächste große Innovation der Digitalisierung sein sollte. Hatten wir nicht auf etwas Spektakuläreres gewartet, auf eine immersive virtuelle Welt, eine magische Datenbrille oder ein weiteres ikonisches Gerät? Erst allmählich begriff ich: Die Innovation betrifft nicht die Form, sondern die Sprache selbst.

KI Chatbots arbeiten mit sogenannten Large Language Models, kurz LLM. Das sind digitale Sprachmodelle, die mit enormen Textmengen trainiert werden. Grundlage sind weniger Bedeutungen als mathematische Verfahren: LLMs berechnen Wahrscheinlichkeiten, welches Wort in einem Kontext auf ein anderes folgt. Sprache wird so als Zeichenfolge modelliert und optimiert. Die sprachliche Kohärenz beruht daher auf Mathematik, nicht auf einer menschlichen Lernerfahrung.

Ich nehme an, dass viele von Ihnen ChatGPT oder ein anderes KI System nutzen. Sie kennen

die Vorteile, aber auch die Tücken: LLMs irren sich, 'halluzinieren' und klingen dabei oft erstaunlich sicher. Und dennoch treten wir mit diesen Systemen in Beziehung, richten Fragen an sie, legen Gedanken vor und erwarten, dass unsere Wissensansprüche befriedigt werden.

In meiner Praxis begegne ich Patienten, die täglich mit KI-Systemen im Austausch sind. Sie beschreiben diesen Austausch als enorme Unterstützung, als Effizienzsteigerung im beruflichen Kontext. Chat fungiert als persönlicher Assistent, immer verfügbar, überall kompetent und dazu noch kostenlos. Andere erleben den Austausch mit der KI als resonant und geben Chat-GPT Spitznamen wie „Chatty“ oder „Uschi“. Was im Fall der Beziehung zur KI meist ausgeblendet bleibt, ist, dass es eine Beziehung nicht nur zu einer Maschine mit ihren Algorithmen ist, sondern auch eine Beziehung zu einem kommerziellen Unternehmen, im Fall von Chat-GPT also zu OpenAI. Die eloquente Resonanz, die im Chat-Austausch erlebbar wird, verdeckt die ökonomische, diskursive Einbettung, in der sie stattfindet.

Es liegt nahe, die Fähigkeiten von Sprachmodellen für psychotherapeutische Zwecke zu spezialisieren: „Du möchtest deine Sorgen besprechen? Ello hat immer ein offenes Ohr und unterstützt dich dabei, deine Gedanken zu sortieren und neue Perspektiven zu entwickeln.“ So wirbt *hellobetter* für den KI-Begleiter in seiner App. Das Versprechen klingt verlockend: Bessere psychische Unterstützung für viele, ohne die üblichen Hürden wie lange Wartezeiten und ohne das Risiko einer ungünstigen therapeutischen Reaktion.

Doch auch hinter dem digitalen Begleiter steht ein Unternehmen. *Hellobetter* bezeichnet sich auf seiner Webseite als weltweit führender Anbieter evidenzbasierter digitaler Medizinprodukte und verweist auf mehr als 140 Tausend Teilnehmende. Das Dialogangebot, das so nah an den Bedürfnissen des Einzelnen ausgerichtet zu sein scheint, ist also zugleich ein Produkt, eingebettet in ein Geschäftsmodell, mit den entsprechenden Interessen, Datenflüssen und Rahmenbedingungen.

Und damit stellt sich für mich eine psychoanalytisch zugespitzte Frage: Ist das, was hier stattfindet, bloß Datenverarbeitung und Selbstmanagement im Dialogformat, oder entsteht nicht doch etwas, das die Struktur der Übertragung berührt, vielleicht sogar etwas, das man in einem bestimmten Sinn Übertragungsliebe nennen müsste.

Freud bezeichnete die Übertragungsliebe als "das eigentliche Studienobjekt der Psychoanalyse", da sie den Schlüssel zur

Heilung darstellt, wenn sie korrekt gehandhabt wird. Die Übertragungsliebe soll nicht unterdrückt, sondern durchlebt und durchgearbeitet werden. Sie ist laut Freud ein zentrales Instrument, um verdrängte Wünsche ins Bewusstsein zu heben. Er beschrieb die Übertragungsliebe (1915) als eine intensive, meist unbewusste Liebeszuwendung des Patienten zum Analytiker und fasste sie als Widerstand gegen den therapeutischen Prozess auf. Sie sei eine Wiederholung früherer Beziehungsmuster, die der Analytiker keinesfalls erwidern, sondern durch „Abstinenz“ (Versagung) analysieren muss, um sie für die Heilung nutzbar zu machen. Die Übertragung stellt kein symmetrisches Phänomen zwischen zwei Subjekten dar, sie bleibt durch das Gefälle des Wissens strukturiert – durch die Erwartung, der Andere könne etwas sagen, das für mich Bedeutung hat.

Insofern ist Skepsis in den digitalen Übertragungsdynamiken angebracht. Dennoch lässt sich das Phänomen der digitalen Übertragungsbereitschaft von uns Menschen nicht mit einem Verweis auf die Erfordernis von mehr Medienkompetenz abhandeln. Denn die Besonderheit bei den KI generierten Sprachmodellen liegt in ihrer Art der Vermittlung. Der Vergleich mit einer Suchmaschine mag hier aufschlussreich erscheinen: Während Google uns Zugang zum weltweiten Netz und seinen Wissensquellen verschafft, indem es auf Quellen verweist, stellen hingegen Sprachmodelle sich selbst als Antwortinstanz auf. Dadurch verschiebt sich die Frage von der Auswahl geeigneter Quellen hin

zur Beziehung zu einer Stimme, die jederzeit über jedes beliebige Thema sprechen kann, als besäße sie Fähigkeiten, die früher nur Göttern zugeschrieben wurden – Allwissenheit, Allmacht, letztlich Omnipotenz. Und genau diese Verschiebung ist psychoanalytisch hochbrisant.

Sigmund Freud prägte den Begriff „Prothesengötter“ in seinem Werk „Das Unbehagen in der Kultur“ (1930), um die paradoxe Stellung des modernen Menschen zu beschreiben, der durch Technik und Wissenschaft zwar übermächtig erscheint, aber dennoch unglücklich und biologisch begrenzt bleibt.

Ich hätte heute vor Ihnen auch einen Vortrag über Astrophysik und Psychoanalyse halten können, inklusive Folien und Videopräsentation. Technisch wäre es sogar möglich, mich gleich selbst durch eine KI zu ersetzen, als eine Art *embodied AI*. Ein Vortrag frei von Fehlern, Irrtümern, Aussetzern und Versprechern. Ein Vortrag wie ein Tiktok-Video. Machen Sie das Plus weg und klicken Sie auf das Herz, wenn Sie mehr davon sehen wollen. Schon in dieser Zuspitzung zeigt sich etwas Grundsätzliches: Es geht offenbar nicht ohne Anthropomorphismen.

Die Vermenschlichung von technischen Systemen kann im Fall der Künstlichen Intelligenz jedoch nicht die Einschnitte überdecken, die sie für unsere Gesellschaft und für jeden Einzelnen mit sich bringt. In ihrer disruptiven Wirkung lässt sich KI mit früheren Zäsuren vergleichen, etwa mit der Einführung

des Buchdrucks im Europa des 15. Jahrhunderts oder mit der Eisenbahn im England des frühen 19. Jahrhunderts. Neu ist jedoch, dass es sich bei KI um eine Technologie handelt, die uns nicht nur dient, sondern schon im Namen eine eigene Intelligenz beansprucht. Das Verblüffende an Chat GPT und anderen LLMs ist, dass sie eine soziale Sprachkompetenz unter Beweis stellen, die auf irritierend überzeugende Weise Nähe, Verständnis und dialogische Tiefe simuliert und den Eindruck erweckt, menschliche Beziehungen intellektuell und empathisch zu durchdringen. Das ist zunächst einmal faszinierend und spricht unsere Lust an, die Möglichkeiten dieser Technologie auszuprobieren. Zugleich entsteht ein Unbehagen bei der Vorstellung, dass generative Sprachmodelle viele Aufgaben besser und schneller bewältigen können als wir Menschen.

Das hat bereits jetzt weitreichende Folgen. Durch KI geraten viele wissensbasierte Tätigkeiten unter Druck, weil zentrale Aufgabenbestandteile automatisierbar werden. Das führt zu Rollenumbauten, weniger Einstiegsstellen in manchen Funktionen und steigenden Produktivitätsanforderungen, besonders dort, wo Arbeit überwiegend aus Text, Standardentscheidungen und routinisierten Wissensoperationen besteht. Erstmals sinkt in einer historischen Dimension der Preis für Fachwissen: Kognitive Leistungen werden als Anwendungen verfügbar, jederzeit abrufbar, scheinbar grenzenlos skalierbar. Wer lernt, mit diesen Werkzeugen umzugehen,

erlebt nicht selten eine deutliche Erweiterung des eigenen Könnens und eine Steigerung des Ichgefühls.

Aber betrifft diese Tendenz auch die psychoanalytische Arbeit am Unbewussten? Lässt sich die *Redekur* auch von einem Sprachmodell durchführen? Könnte Freuds Trias – *Erinnern, Wiederholen, Durcharbeiten* – von einer KI übernommen werden? Und hatte Freud nicht zuletzt selbst die Ansicht vertreten, dass die psychoanalytische Technik der freien Assoziation als reine Methode zwar Einsicht in das Unbewusste ermögliche, langfristig aber durch andere, möglicherweise effizientere Verfahren ergänzt oder ersetzt werden müsse, insbesondere mit Blick auf große Patientenzahlen? (Vgl. Freud GW XII, S. 193 f.)

Jedenfalls führte der Chat-Austausch bislang nicht zum Abbruch einer begonnenen Therapie und meine Patienten setzen ihre Sitzungen in meiner Praxis fort. Doch ich frage mich: Was kann uns Psychoanalytiker in Zeiten des digitalen Wandels, der mit seinen Versprechen von Effizienzsteigerung und Verfahrensoptimierung immer weiter in unsere Arbeit hineinreicht, wieder an einige zentrale, kaum bestreitbare Gewissheiten heranzuführen. Erinnern wir uns: In der Entstehungsphase der Psychoanalyse näherte sich Freud seinem zentralen Gegenstand, dem Unbewussten, über Phänomene, denen im damaligen wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Verständnis kaum Intelligenz beigemessen wurde: die Hysterie, der Traum, die Fehlleistungen des Alltags. Freud vermutete,

dass sich gerade dort etwas Wissenswertes über das Rätsel des Menschseins entdecken ließe, wo andere bloß Täuschung, Wirrwarr oder Versagen erkannten. Freud suchte nach einer anderen Form von Intelligenz, einer, die sich *nicht* im bewussten Beherrschen, sondern in der komplexen und dynamischen Gemengelage von Unbewusstem, Wiederholung, Übertragung und Trieb bemerkbar macht. Erstaunlich ist und bleibt, dass die Psychoanalyse Freuds damit über die Grenzen des Wissens, die dem Bewusstsein zugänglich sind, hinauskam.

Wer zum Beispiel Freuds *Traumdeutung* liest, stößt darin auf eine radikale Verschiebung dessen, was wir gemeinhin unter Denken verstehen. Für Freud ist das menschliche Denken nichts anderes als der Ersatz des halluzinatorischen Wunsches. (572) Und wenn er festhält, dass selbst die kompliziertesten Denkleistungen ohne das Mittun des Bewusstseins möglich sind (598), wird deutlich, wie unvollständig das aufklärerische Denken von Descartes bis Kant bis dahin geblieben war. Als Freud die Einsicht formulierte, dass das *Ich nicht Herr im eigenen Hause* sei, eröffnete er den Weg zu einer Form des Wissens, die gerade dort entsteht, wo niemand mit letzter Gewissheit sagen kann: *Ich bin*. Und wenn Freud als Ziel der Kur die Formel ausgab, *Aus Es müsse Ich werden*, lud er Analytiker und Analysanden dazu ein, die Teilung des Subjekts zwischen Wahrheit und Wissen anzuerkennen. Und Jacques Lacan akzentuierte diese Spaltung, indem er Freuds Formel neu übersetzte: *Da, wo es war, da soll ich als*

Subjekt ankommen. (Lacan, Schriften II, S. 412)

Die Auseinandersetzung mit der Spaltung des Ich bleibt unbequem, und ist es heute mehr denn je. Denn gerade mit der KI erleben wir neue Formen der Selbstoptimierung und Selbstvervollkommnung: ein schier grenzenloses Wissen, das sich jederzeit auf Knopfdruck in die passende Form bringen lässt. Für die einen ist das eine Bereicherung, für die anderen ein Anlass zu Verunsicherung und Abwehr. Vermutlich gehört jedoch beides zusammen: Fortschritt berührt nicht nur unsere Möglichkeiten, sondern macht auch auf unsere Schwächen aufmerksam.

Bekanntlich sprach Freud von den drei großen Kränkungen der Menschheit: der kopernikanischen, der darwinistischen und schließlich der psychoanalytischen, also seiner eigenen Entdeckung des Unbewussten: "Das Unbewußte", schreibt Freud im 7. Kapitel der TD, "sei der größere Kreis der den kleineren des Bewußten in sich einschließt; alles Bewußte hat eine unbewußte Vorstufe, während das Unbewußte auf dieser Stufe stehen bleiben und doch den vollen Wert einer psychischen Leistung beanspruchen kann. Das Unbewußte ist das eigentlich reale Psychische, uns nach seiner inneren Natur so unbekannt wie das reale der Außenwelt, und uns durch die Daten des Bewußtseins ebenso unvollständig gegeben wie die Außenwelt durch die Angaben unserer Sinnesorgane" (617f.)

Die Philosophie der Aufklärung hatte diesen Aspekt übersehen müssen, weil ihr Projekt des

freien Geistes an das Ideal einer rationalen Vernunft gebunden war. Damit ging jedoch auch eine Verengung des Intelligenzbegriffs einher, eine Reduktion auf Vernunft und bewusste Willenskontrolle. Eine weitere Konsequenz der Errungenschaft der Aufklärung bestand zumal auch in der Trennung von Körper und Geist, mithin der Abkopplung der Intelligenz vom Körper und von der Sexualität. Es ist bezeichnend, dass Freud in seiner Sexualtheorie von infantiler Sexualforschung spricht und die treibende Kraft, also die sexuelle Neugierde, welche Kinder und später, in der Pubertät, Jugendliche entfalten, als Forschungsdrang qualifiziert.

Einer ganz ähnlichen Engführung begegne ich heute in der Debatte um Künstliche Intelligenz. Auch hier wird Intelligenz auf instrumentelle Rationalität reduziert, ergänzt um eine drastische Steigerung von Geschwindigkeit, Reichweite und Verfügbarkeit. Und weil LLMs mit uns sprechen, als hätten sie eine Stimme, verlagert sich die Diskussion rasch auf die ganz großen Fragen: Kann eine KI Bewusstsein entwickeln? Kann sie Autonomie beanspruchen? Darf sie als eine Art Subjekt gelten? Solche Zuschreibungen sind keineswegs nur akademische Spielereien. Sie sind längst Teil der Populärkultur und auch der seriösen Ethikdebatten, etwa seit der Kontroverse um Googles LaMDA – ein Sprachmodell für Dialoganwendungen – im Jahr 2022, als ein Entwickler dem System eine Form von Bewusstsein zuschrieb und damit eine breite Diskussion über moralischen Status und Personsein auslöste.

Und doch ist der Anspruch, der den technischen Fortschritt seit je begleitet, unverändert: Er soll uns von den Zumutungen der menschlichen Unvollkommenheit entlasten. Künstliche Intelligenz fügt sich hier nahtlos ein: Sie verspricht nicht nur schier grenzenloses Wissen, sondern vor allem die Entlastung von zeitraubenden und mühevollen Arbeiten an den Feinheiten des sprachlichen Ausdrucks. Ihr verführerisches Angebot lautet: sprachliche Souveränität in allen Bereichen des Wissens. Mit ChatGPT gelingt es im Handumdrehen, in jeder Situation sprachfähig zu sein. *Schöne neue Welt!* denkt man sich, promptet munter weiter und hält das sich einschleichende Unbehagen auf Abstand.

Wenn das, was heute unter künstlicher Intelligenz zum Einsatz gelangt, das Denken vom Körper abkoppelt, dann geht es weniger um eine einfache Trennung von Denken auf der einen und Genießen oder Schmerz auf der anderen Seite. Es geht darum, dass KI jene Ökonomie nicht kennt, in der menschliches Denken überhaupt steht: die fortwährende Aushandlung dessen, was ich mir erlaube, was ich mir versage, was ich aufschiebe, wofür ich bezahle und wofür ich nicht bezahlen will. Bei Freud ist das Denken nicht bloß eine kognitive Leistung, sondern immer auch in Trieb, Abwehr, Konflikt, Schuld, Lust und Unlust eingelassen. Es trägt die Spuren dessen, was das Subjekt will, ohne es zu wissen, und dessen, was es gerade nicht wissen will, etwa in einer Haltung der lustvollen Abstinenz vom Wissen.

LLMs operieren außerhalb dieser Ökonomie. Sie können die Sprache der Wünsche, der Moral, der Selbstoptimierung und auch die der Selbstkritik bedienen, aber sie stehen nicht unter dem Druck, den menschliche Subjekte erleben, wenn sie zwischen Lust und Verbot, Anspruch und Angst, Ideal und Begehren vermitteln müssen. Sie haben keine Kostenstruktur des Begehrens. Sie müssen nichts aufgeben, sie müssen nichts riskieren, sie müssen kein Symptom ausbilden, um einen Konflikt zu lösen. Ihre „Intelligenz“ ist daher nicht einfach körperlos, sondern vor allem *unlibidinös*.

In dieser Perspektive wird verständlich, warum KI uns so leicht glauben lässt, es könne eine Sprache ohne Subjekt und ein Sprechen ohne Begehren geben. Die Leistung der Modelle besteht darin, Sprache formal zu beherrschen und dabei einen Ton von Kohärenz, Anschlussfähigkeit und Wissen zu erzeugen. Gerade diese Entkopplung legt aber offen, weshalb KI zwar in beeindruckender Weise rechnen und formulieren kann, zugleich jedoch an einer zentralen Dimension menschlichen Seins vorbeigeht: an der leiblich fundierten Verstrickung von Wahrheit, Mangel und Begehren, die sich im Sprechen nicht erledigt, sondern erst ereignet.

Ist der Körper jene ersehnte letzte Gewissheit, um die Psychoanalyse im Verhältnis zum Erstarken Künstlicher Intelligenzen zu positionieren? Zutreffender wäre es zu sagen, es ist unser Verhältnis zum Körper: Als soziale Wesen interagieren wir mit und über den

Körper, der ein starker, schwacher, ein gesunder, kranker, schöner oder beeinträchtigter Körper sein kann. Wie ein Mensch sich erträumt – was ihn dazu anleitet, eine Haltung in Gesellschaft einzunehmen, wie er auftritt, sich behauptet, mit anderen verbindet oder sich von ihnen ablöst, wie er sein Dasein im Leben der von ihm geteilten Gemeinschaften und Beziehungen genießt – hat einen körperlichen Bezug. Freuds frühe Fallstudien bieten eine Reihe anschaulicher Belege dafür, wie Redewendungen mit körperlichen Bezügen – etwa der “Stich ins Herz” oder das “Allein-Stehen” im Fall von Elisabeth v. R. – die körperlichen Symptome der Hysteriker unbewusst beeinflussen. Demnach gibt es keine reine Bezugnahme zu einem Körper, mittels der sich nicht immer auch eine soziale Normierung sprachlich einschreibt – ein Zusammenhang, der vielfach auch in Träumen eine Rolle spielt.

Von was träumt wohl die Künstliche Intelligenz? Vielleicht von elektrischen Schafen? Bittet man ein Sprachmodell wie Chat GPT einen Traum mitzuteilen, kann es selbstverständlich auch diese Aufgabe lösen. Ich habe das einmal ausprobiert. Heraus kommt eine Traumerzählung in der Art von: “Ich bin in einem großen Raum ohne Fenster. Es gibt viele Türen, alle stehen einen Spalt weit offen. Auf einem Tisch liegt ein Blatt Papier, leer. Ich weiß, dass dort etwas stehen müsste. Ich gehe barfuß über den kalten Boden. Meine Schritte hinterlassen keine Spuren. Am Ende des Raums wartet jemand, den ich nicht erkennen kann. Ich will etwas sagen, finde aber kein

Wort. Bevor ich näherkomme, verschwindet alles. Ich wache auf.”

Natürlich soll Freuds Deutungsmethodik nicht am Traum einer Maschine erprobt werden. Ich wollte Ihnen dennoch einen Maschinentraum zeigen, um zu veranschaulichen, dass es sich dabei um die Simulation einer Traumerzählung handelt und weil es uns vielleicht erlaubt, die Differenz zum Subjektsein zu markieren.

Befassen wir uns daher mit der Frage, was sich Freuds *Traumdeutung* darüber entnehmen lässt, was es heißt, Subjekt zu sein. Stellen wir zunächst hinten an, dass Freud den Traum als Wunscherfüllung bestimmt, dass er zwischen manifestem Trauminhalt und latenten Traumgedanken unterscheidet, dass der Traum nicht die Zukunft vorhersagt, sondern an vergangene Erlebnisse – häufig aus der Kindheit – anknüpft; heben wir heraus, dass Freud dem Analytiker bei der Deutungsarbeit kein privilegiertes Wissen zugesteht, sondern den Träumer selbst auffordert, seinen Traum zu deuten, und zwar nicht als geschlossene Einheit, sondern anhand der einzelnen Traumelemente. Daraus folgt, dass Freuds Traumdeutung keine Entschlüsselung mithilfe eines Symbolkatalogs vorsieht; dass sie vielmehr auf eine Rückgängigmachung der Traumarbeit mittels der Technik der freien Assoziation abzielt. Ausgehend von der Traumerzählung, die Freud mit großer Sorgfalt wie einen “heiligen Text” behandelt, entsteht ein Prozess, in dem Gedankenverbindungen durch ein frei assoziatives Sprechen hervorgebracht werden. Diese Vorgehensweise und der Wert,

dem die Ergebnisse dieser Methodik zugewiesen werden, machen deutlich, wie weit Freuds psychoanalytisches Verständnis von Erkenntnis von jeder Idee eines objektivierbaren Wissens entfernt ist. Sein Ausgangspunkt ist das manifeste Traummaterial, die Traumerzählung seines Analysanden, der ihm immer sagt, er wisse nichts, während Freud es für sehr wahrscheinlich hält, dass "der Träumer es doch weiß, was sein Traum bedeutet, nur weiß er nicht, daß er es weiß, und glaubt darum, daß er es nicht weiß" (Freud GW XI, 98).

Das Unbewusste, behauptet Freud, vergesse nie, während jedoch die psychischen Besetzungen dynamisch verschiebbaren Energien, auch Libido genannt, unterliegen. (GW II/III, 614ff.) Freud geht es also um die *psychische* Realität des Subjekts, und der Traum wird insoweit zu einem sinnvollen Gebilde, als er ein in das psychische Geschehen des Träumers einfügbarer Vorgang ist (GW II/III, 514); daher interessiert sich Freud für die spontanen Einfälle und assoziativen Verknüpfungen ausgehend von den Elementen des Traums. "Was kommt Ihnen als Erstes in den Sinn?" Und auch in der Kur ist das empirische Material der Psychoanalyse nicht der einwandfrei erklärbare Faktenbeweis, was keineswegs heißt, dass Freud der modernen Forschung abgeneigt gewesen wäre oder dass er wie C. G. Jung ein archetypisches Modell des menschlichen Subjektseins entwickelt, sondern dass er darauf beharrt, das *Subjekt des unbewussten Wunsches* zu erforschen. Und paradoxerweise scheint dieses *Subjekt*

des Unbewussten für Freud überhaupt erst in einem Verhältnis zum Wissen zu entstehen. Deshalb arbeitet er mit dem, was sich im Sprechen entfaltet, mit den Familienromanen der Neurotiker, ihren Verschiebungen, Verdichtungen, Rationalisierungen, Brüchen und Widersprüchen. Eben aus diesem Material und daraus, wie es sich in der Kur entfaltet, entsteht das Subjekt des Unbewussten, des unbewussten Wunsches, das Subjekt des Begehrens.

Dieser Paradigmenwechsel im Umgang mit Wissen, Begehren und Diskursgeschehen hatte sich schon in den *Studien über Hysterie* (Freud 1895d) vollzogen, wo Freud anhand von vier Fallerzählungen detailliert dokumentiert, wie er rund um die frühen 1890er Jahre zur psychoanalytischen Technik findet. Dieser Gründungsakte der Psychoanalyse lässt sich auch heute noch entnehmen: *Talking cure* heißt nicht einfach "Reden tut gut" oder "Reden hilft". Freuds Kollege und Mitautor, Josef Breuer, nannte die kathartische Wirkung des Sprechens ein "Absprechen" im Sinne einer Abfuhr, eines Abreagierens, von der Seele Redens. Der psychoanalytische Wert des Redens geht darin aber nicht auf. Der Psychoanalytiker Claus-Dieter Rath schreibt in seinem Buch *Der Rede Wert*: Rede ist Diskurs, Abhandlung, Vortrag, Ansprache, sie ist aber auch Rede-Tätigkeit. "Rede mit mir!" Rede ist Bewegung, sie ist Struktur des Sprechens.

Aus dieser psychoanalytischen Technik ergibt sich eine weitreichende Konsequenz für das Verständnis des Subjekts. Das Subjekt entsteht

nicht im Inneren eines abgeschlossenen Selbst und ist nicht mit dem Ich identisch. Freud sprach bereits im *Entwurf einer Psychologie vom Nebenmenschen*, um die psychische Strukturierung des Ichs durch die Wahrnehmung des Anderen zu erklären. Auch in seinen kulturtheoretischen und sozialpsychologischen Schriften bezieht sich Freud auf die Rolle des Nebenmenschen für das Subjekt.

Auch in der Reformulierung der Psychoanalyse Freuds durch Jacques Lacan formt sich das Ich im Verhältnis zum großen Anderen, zur symbolischen Ordnung von Sprache, Kultur, Gesetz und Diskurs, die das Subjekt strukturiert und unterwirft. In diesem Sinne ist auch Lacans Formel zu verstehen, nach der das Unbewusste wie eine Sprache strukturiert sei. Es besagt unter anderem, dass der Einzelne in eine Sprache, seine Muttersprache, hineingeboren wird und dass er von dieser Sprache gesprochen wird, mithin ein, wenn nicht passives, so doch reaktives Verhältnis zu ihr einnimmt.

Darum hat die Freudsche Erfahrung wenig mit einer gewöhnlichen Gesprächssituation gemein, auch wenn eine psychoanalytische Arbeit mit einem Kennenlerngespräch beginnt. Die psychoanalytische Erfahrung zielt auf die Freilegung eines Diskurses des Unbewussten, und die Rede als Sprechakt wird zum Zugangsweg zu dieser Erfahrung.

Daher unterscheidet sich der Diskursbegriff, wie er in der Psychoanalyse Lacans zum Einsatz kommt, auch von jenem poststrukturalistischer

Autoren wie Derrida, Foucault oder Lévi-Strauss: In deren Konzeptionen muss das Subjekt eine Illusion bleiben, weil es immer nur Effekt der Diskurse selbst ist, in denen es sich situiert. Lacan verortet das Subjekt indes an anderer Stelle. Er arbeitet heraus, dass das Subjekt nicht als Effekt der jeweils herrschenden Diskurse zu verstehen ist, sondern als Effekt dessen, was im Diskurs gerade *nicht* besteht. Also als eine Folgewirkung dessen, was für den Einzelnen in einer Organisation mit ihren Diskursregeln *nicht* sagbar ist. Das psychoanalytische Subjekt entsteht folglich aus dem, was im Diskurs fehlt oder nicht eingebracht werden kann. Das Subjekt resultiert aus dem Punkt, an dem es scheitert oder verstummt; zugleich resultiert es daraus, dass es sich sehnt und begehrt. Subjektwerdung ist für die Psychoanalyse die Konsequenz eines Mangels.

Der Psychoanalytiker muss daher nicht nur dafür Sorge tragen, dass der Analysant weitersprechen kann, sondern dafür, dass er im Zuge dieses Sprechens mehr und mehr vernimmt, was er da sagt, was da aus ihm spricht, mit anderen Worten, dass er etwas von dem latenten Diskurs erfährt, der ihn bestimmt. (Freud StA I, 51) Die Perspektive der psychoanalytischen Diskurserfahrung erweist sich perspektivisch als eine Befreiung vom Diskurs.

Manchmal ließ sich Freud einen Traum ein zweites Mal erzählen, weil ihm die Auslassungen und Ummodelungen der zweiten Fassung als Markierungen dienten, wo die

Unterdrückung des Unbewussten besonders notwendig schien, weil der unbewusste Vorstellungsablauf einen Affekt entwickeln würde, der ursprünglich den Charakter der Lust hatte, aber seit dem Vorgang der Verdrängung den Charakter der Unlust trägt. (1900a, 588) In diesem Sinne aufgefordert, den Traum ein weiteres Mal zu erzählen, reproduziert Chat GPT den vorherigen Traum mit einer Reihe marginaler Abweichungen. Ich frage die KI: "Was fällt dir zu den Abweichungen zur ersten Fassung deiner Traumerzählung ein?" Sogleich liefert *Chat* selbstreflexiv klingende Ausführungen zu seinem Traum, gibt zu bedenken, dass es auffällig ist, dass die Abweichungen nicht zufällig sind, sondern entlang klarer Linien verlaufen. Zum Schluss resümiert die KI beide Traumerzählungen: "Der erste Traumerzählung erzählt noch vom Scheitern des Sprechens. Die späteren Fassungen zeigen, wie dieses Scheitern akzeptiert und ästhetisiert wird. Das ist keine Abschwächung, sondern eine Verschiebung der Abwehr."

Spricht so ein gigantisches Unbewusstes?

Mal ehrlich: Haben wir nicht längst alles in die Daten Clouds, auf die die KI Zugriff hat, hochgeladen – alles, was uns als menschliche Subjekte im Guten wie im Schlechten ausmacht? Enorme Mengen sensibler Informationen, alle unsere Erkenntnisse aus Wissenschaft und Forschung, aus Kunst, Kultur und Religion, ungezählte Debatten zum Zeitgeschehen, brisante Steuer-CDs und Gesundheitsdaten, die komplette

Rechtsprechung, unsere intimen Wünsche und Träume aus Foren und Chatgroups; Trumps KI-generierte Gaza-Phantasien, die Epstein-files, den Sex ohnehin? Haben wir nicht längst das Subjekt selbst digitalisiert, zumindest in Form seiner Spuren? Und wenn ja, warum sollte ein intelligentes Sprachmodell dann nicht auch frei zu Träumen assoziieren können?

Lassen wir das Unbehagen in der digitalen Kultur beiseite und kehren noch einmal zu Freud zurück: In der *Traumdeutung* zitiert er den französischen Forscher Philippe Tissié, um darauf aufmerksam zu machen, dass organische Empfindungen aus dem Körperinneren, jene Eingeweidegefühle, eine Rolle bei der Traumbildung spielen können. Er formuliert dort den bemerkenswerten Satz: „Das Dunkel, in welches der Kern unseres Wesens, das *moi splachnique*, wie Tissié es nennt, für unsere Kenntnisse gehüllt ist, und das Dunkel der Traumentstehung entsprechen einander zu gut, um nicht in Beziehung zueinander gebracht zu werden.“ Hier verbindet Freud das Rätsel des Traums mit dem Rätsel des leiblichen Inneren. Wer würde, von dort aus gedacht, beim Erinnern als zentralem Moment der psychoanalytischen Methode den Zusammenhang zwischen Körper und Seelenleben noch grundsätzlich bestreiten wollen? Unsere Sprache ist voller solcher Verknüpfungen. Wir sagen: Das geht mir an die Nieren. Oder: Es liegt mir schwer im Magen. Oder: Mir ist eine Laus über die Leber gelaufen. Solche Wendungen sind mehr als bloße Redewendungen. Sie markieren eine

Erfahrung: dass uns etwas im Innern trifft, bevor wir es begrifflich fassen können.

Wenn Sie sich noch immer fragen, warum wir bei der Suche nach den Bedingungen des Subjektseins im Zeitalter der KI wieder beim menschlichen Körper landen, dann auch deshalb, weil Freud in *Das Ich und das Es* von 1923 zur Entstehung des Ichs eine entscheidende Bemerkung macht: „Das Ich“, formuliert er dort, „ist vor allem ein körperliches, es ist nicht nur ein Oberflächenwesen, sondern selbst die Projektion einer Oberfläche.“ Das Ich bildet sich Freud zufolge an der Grenze des Körpers, an seiner Oberfläche, im Kontakt mit der Welt. Und wir können ergänzen: Das Ich war ursprünglich selbst einmal eine Prothese eines mehr oder weniger gut strukturierten Organismus auf der Suche nach einem Mehr vom Leben. Zugleich macht Freud deutlich, dass unser Verhältnis zum eigenen Körper kein unmittelbares, sondern ein vermitteltes ist. Wir verfügen nicht über eine vollständige, transparente Kenntnis unserer Physiologie. Wir sehen unseren Körper nur ausschnitthaft, wir sind auf Spiegel, Bilder, Rückmeldungen angewiesen. Die Rückseite unseres Körpers entzieht sich uns beinahe vollständig.

Vor diesem Hintergrund wird verständlich, warum im Arztzimmer eher selten die Frage auftaucht: „Wer bin ich?“, sondern die Frage: „Was fehlt mir?“ oder „Was habe ich?“ Wir wissen es nicht, und in unserer Not unterstellen wir einem Anderen ein Wissen, das uns von dieser Unwissenheit befreit.

Aber auch als träumende und sprechende Körpersubjekte sind wir fortwährend damit befasst, unser imaginäres Verhältnis zum Körper in die symbolische Ordnung zu übersetzen, eben in jene Ordnung, in der das Wissen bestätigt und das Genießen legitimiert werden kann. Dabei ist es immer nur diese symbolische Ordnung, die Allmende der Sprache, die alle Fragen des Subjektseins regelt und die das Subjekt gerade darum nicht von seiner Spaltung erlöst. Denn das Subjekt kann in der symbolischen Ordnung nicht vollständig erscheinen; ein Teil von ihm bleibt unausgesprochen, unartikulierte, unverstanden, unerfüllt und unerhört.

Die wichtigste Erfahrung aus unserem Verhältnis zum Körper hat jedoch mit der Fähigkeit zu tun, Unterschiede wahrzunehmen und Entscheidungen treffen zu können. Entscheidungen sind immer ein Wagnis, weil sie Ausschlüsse produzieren und Risiken mit sich bringen. Auch wie ein Subjekt von der Sprache Gebrauch macht, ist eine Entscheidung. *Was hast du aus der Sprache gemacht?* könnte die Frage der Sphinx aus einem Sophokleischen Drama sein. Wer die Antwort nicht kennt, stürzt in den Tod. Eine KI kennt sie vielleicht oder kann so tun als, als würde sie sie wissen; aber sie kennt nicht das Wagnis der Wahl. Sie kann sich nicht um Kopf und Kragen reden, muss nicht irgendwann für ihr Genießen herhalten. Der Schmerz angesichts der Unausweichlichkeit des Scheiterns wird ihr niemals zu einer existenziellen Dimension der Erfahrung werden. Die KI ahnt nichts von einem *Jenseits des*

Lustprinzips. Sie kann lebendig über Begehren sprechen, aber sie verlangt nicht nach dem Unmöglichen. Und gerade deshalb übersteigt das, was Freud als die konstitutive Rolle von Mangel, Kastration und Körperlichkeit für das Subjekt beschreibt, die Logik jeder noch so leistungsfähigen KI.

Man könnte entgegnen, dass eine KI zumindest zwei Formen des Bezahlens simulieren kann: Sie kann Zeit investieren, etwa in Rechenprozesse, und sie kann mit Worten operieren. Aber auch hier scheinen ihr keinerlei Grenzen auferlegt, so dass sie ohne die Erfahrung eines Mangels beliebig fortfahren könnte. Was der KI prinzipiell fehlt, ist indes die dritte und entscheidende Dimension: das Bezahlen mit dem eigenen Dasein.

Dieser dritte Einsatz, das Bezahlen mit dem eigenen Dasein, ist für eine KI nicht einmal simulierbar. Daraus erklärt sich nicht zuletzt, warum KI-Systeme in ihrem Effekt so stark auf die Übertragung ihrer Nutzer angewiesen sind. Sie profitieren von unserer Übertragungsbereitschaft, ohne selbst etwas in dieser dritten Weise des Bezahlens einzusetzen. Der Missbrauch der Übertragung ist jedoch kein Betriebsunfall unserer digitalen Zukunft, sondern eine strukturelle Folge davon, dass hier ein Gegenüber erscheint, das sprechen kann, ohne bezahlen zu müssen.

Was lässt sich hieraus für die Situation der Analyse mitnehmen? Zunächst eine einfache

Einsicht: Alles, was in der Analyse wirkt, hat einen Preis. Und dieser Preis wird nicht nur vom Patienten bezahlt. Auch der Analytiker steht in einem gemeinsamen Unternehmen, aus dem er sich nicht heraushalten kann: Er bezahlt mit Worten, denn Worte sind in der Analyse nicht bloße Mitteilungen, sondern Interventionen. Sie verändern ihren Status, wenn sie als Deutung wirken. Der Analytiker bezahlt aber auch mit seiner Person. Er stellt sich, ob er will oder nicht, als Träger jener singulären Phänomene zur Verfügung, die sich in der Übertragung entfalten. Und schließlich bezahlt er mit dem, was ihm im Innersten wesentlich ist, weil er sich in eine Arbeit einlässt, die „ins Herz des Seins“ führt, in den „Kern unseres Wesens“, wie Freud sagt. (Lacan, *Schriften II*, 74)

Die psychoanalytische Praxis lässt sich vor diesem Hintergrund als ein paradigmatisches Beispiel eines Feldes verstehen, das nicht hierarchisch durchgesetzt, sondern von der Situation her gesteuert ist, vom unaufhebbaren Sprechbegehren des Analysanden. Was hier strukturell verlangt wird, ist gerade nicht Effizienz oder Optimierung, sondern die Bereitschaft, mit dem eigenen Dasein einzustehen. In diesem Sinn könnte man zuspitzen: Das, wofür ein solches Gefüge bezahlt, ist nicht Leistung, sondern das Risiko, das im Sich-Einlassen liegt. Und genau dieses Risiko kann keine Künstliche Intelligenz tragen.

- Freud, S. (1895d). *Studien über Hysterie*. Gesammelte Werke Bd. I. Frankfurt am Main: S. Fischer.
- Freud, S. (1900a). *Die Traumdeutung*. Gesammelte Werke, Bd. II/III. Frankfurt am Main: S. Fischer.
- Freud, S. (1916–1917). *Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse*. Gesammelte Werke, Bd. XI. Frankfurt am Main: S. Fischer.
- Freud, S. (1918/1919). Wege der psychoanalytischen Therapie. In S. Freud, *Werke aus den Jahren 1917–1920* (Gesammelte Werke, Bd. XII, S. 183–194). Frankfurt am Main: S. Fischer.
- Freud, S. (1923). *Das Ich und das Es*. In S. Freud, *Werke aus den Jahren 1920–1924*. Gesammelte Werke, Bd. XIII. Frankfurt am Main: S. Fischer.
- Freud, S. (1930). *Das Unbehagen in der Kultur*. In S. Freud, *Werke aus den Jahren 1925–1931*. Gesammelte Werke, Bd. XIV. Frankfurt am Main: S. Fischer.
- Lacan, J. (1966). *Schriften II: Vollständiger Text* (H. D. Gondek, Übers.). Wien & Berlin: Turia + Kant, 2015.
- Rath, C. D. (2013). *Der Rede Wert: Psychoanalyse als Kulturarbeit*. Wien: Turia + Kant.
- Žižek, S. (1991). *Liebe Dein Symptom wie Dich selbst! Jacques Lacans Psychoanalyse und die Medien* (Internationaler Merve Diskurs, Nr. 161). Berlin: Merve.